

Bald, als so viele in Bewegung waren, redeten sie weniger, die Flüchtlinge, ihre Geschichten schienen alle längst erzählt. Oder sie waren so kompliziert, dass sie kaum mehr nachzuvollziehen waren. Denn die „Nasihin“, die Flüchtenden innerhalb Syriens, bleiben nur selten am ersten Zufluchtsort – sie ziehen weiter, als Kriegsnomaden, dorthin, wo gerade keine Bomben fallen. Wo die Front fern ist.

Oder wo sie so nah ist wie in Aleppo, denn an vorderster Front explodieren keine Fassbomben, mit Sprengstoff gefüllte Stahlzylinder, die von Hubschraubern aus großer Höhe abgeworfen werden. An der Front könnten sie die eigenen Truppen treffen, „friendly fire“ werden. Also fallen sie dort nicht. Und so zieht die Front, ausgerechnet, Flüchtlinge an.

Auf die simple Frage nach dem Woher gibt es deshalb in Syrien oft keine Antwort mehr, sondern Gegenfragen: „Woher vor einer Woche? Vor sechs Monaten?“ Manche sind schon vier-, fünfmal weitergezogen und am Ende dort wieder angekommen, wo sie aufgebrochen waren. Wenn sie noch irgendwo ankommen. 150 000 Menschen sind in diesem Krieg schon gestorben. Wer es schafft in die Türkei, in den Libanon, nach Irak oder Jordanien, wer nicht tot ist, ist ein Überlebender.

### LIBANON, 375 Kilometer Grenze mit Syrien, 1070 000 Flüchtlinge

Marlin Juchana, eine energische Syrerin aus Hassaka, 40 Jahre alt, T-Shirt, enge Jeans, Flüchtling seit zehn Monaten, eilt durch Beirut's Geschäftszentrum. Sie trägt das Kreuz der assyrischen Christen an einer zierlichen Kette um den Hals, in den Händen zwei Kochtöpfe, aus denen feiner Lammduft strömt. Sie ist spät dran.

Marlin Juchana passiert den Schlagbaum des Uno-Flüchtlingswerks UNHCR, der Campus liegt zwischen glänzenden Banktürmen und den Spiegelfassaden der Shoppingmalls. Auf dem Gelände drängen sich die Menschen, fast alle sind schwarz gekleidet, die Frauen tragen knöchellange Abajas, viele haben ihr Gesicht verhüllt, Familien halten sich an Händen, damit keiner verloren geht im Gewühl.

Die Masse schiebt nach rechts, unter Baldachine aus Wellblech, wo sie viele Stunden lang hocken werden, Wartenummern in den Händen, um untersucht, befragt, registriert zu werden. 2000 syrische Neuankömmlinge werden es heute im Libanon sein, an einem einzigen Tag, oft sind es 2500. Jede Minute übertritt derzeit ein Mensch die Grenze von Syrien in den Libanon.

Marlin Juchana läuft zur Kantine, gebaut aus Containern. Sie kocht für die Uno-Helfer aus aller Welt, etwa 300 Leute, die in Cargohosen und derben Stiefeln bei ihr Schlange stehen. Dass sie es ist, die die

Uno-Leute bekocht, und nicht sie von ihnen gefüttert wird, sagt Marlin, mache sie so stolz, dass sie platzen könnte.

Kochen konnte sie immer, eine Hausfrau und Mutter dreier Kinder aus dem Dreiländereck zwischen Syrien, dem Irak und der Türkei. Ihre Großmutter brachte ihr bei, Essen zu machen, noch bevor sie lesen konnte. Aber erst in Beirut lernte sie, wie professionelles Kochen geht, die Logistik, das Timing, die Organisation, um mehrere Hundert Mahlzeiten zuzubereiten.

Die Idee für das Projekt hatte Kamal Mouzawak, ein bekannter Beiruter Restaurantbesitzer und bekennender Dandy, er trägt das Haar nass nach hinten gekämmt und spricht mit französischem Akzent, sein Motto lautet: „Make food not war“. Er machte damit Ernst im vergangenen August und nannte es „Atajab Saman“, Arabisch für „Köstliche Vergangenheit“, ein sechsmonatiger Kochkurs finanziert mit Uno- und Spendengeldern.

Es ging nicht darum, einen Kochkurs zu finanzieren. Es ging darum, 20 Syrerinnen eine Chance zu geben, eine Ausbildung, einen neuen Sinn nach dem Trauma der Flucht und dem Albtraum des Krieges. Seit Ende des Kurses kochen die Frauen in Kamal Mouzawaks Restaurants am Beiruter Bauernmarkt, und sie bekochen die Leute von den Vereinten Nationen.

Mittags schuftet Marlin hinter dem Tresen der Kantine, sie hat dann schon seit sechs Uhr morgens in der Küche ihrer Wohnung im Beiruter Christenviertel gestanden, die sie mit Pappkarton gegen Fettspritzer ausgekleidet hat, ihr Herd ist ein Campingkocher. Es gibt eine Art syrischen Saumagen, Innereien und Minze und allerlei orientalische Gewürze in frische Lammmägen gestopft, sie wird sie alle verkaufen. Und dabei ihre Scherze machen mit den Uno-Angestellten, sie ist beliebt, und manchmal raucht sie heimlich eine Zigarette an einer Hintertür.

Wenn man sie fragt, was das Kostbarste sei, das sie aus der Heimat gerettet habe, eilt sie nach Feierabend in ihre Küche und schleppt einen Fleischwolf Marke Starmix heran, made in Germany, ein älteres Modell, das Hochzeitsgeschenk ihres Schwiegervaters – ohne den Fleischwolf geht kein Festmahl in der Fremde.

Marlin floh aus Hassake im syrischen Nordosten. Zu Beginn des Krieges war es dort ruhig, doch nach und nach wurde ihre Straße zu einer Art Frontlinie zwischen Regime und Rebellen. Vom Balkon aus sahen sie, wie sich die Kämpfer jeden Morgen formierten. Sie sahen, wie Pick-ups die Verwundeten hin und her karrten, sahen, wie Nachbarn in Busse stiegen und nicht mehr zurückkehrten. Der Strom wurde abgeschaltet und das Wasser, und als ein Nachbarsjunge gekidnappt wurde, entschied Familie Juchana zu gehen.



Sie nahm einen Linienbus, 23 Stunden brauchte er von Hassaka bis nach Beirut. Die Frauen hatten sich verhüllt, Dollarnoten steckten in ihren BHs. Vater und Sohn bewachten die Koffer und den Fleischwolf, ihre Bibel mitzunehmen trauten sie sich nicht. Der Bus fuhr quer durch Syrien, über die Steppe, auf der Beduinen ihre Schafherden weiden, über den Euphrat, vorbei an Palmyra, dem einst legendären Handelszentrum an der Seidenstraße auf dem Weg zwischen Asien und dem Mittelmeer.

Marlin Juchana überquerte die Grenze und erreichte Aarsal, ein Sammelbecken der Rebellen und Islamisten, sie hatten Angst vor Anschlägen und davor, dass man sie entdeckt und gefangen nimmt. Es war am frühen Morgen, als sie erschöpft in Beirut ankamen.

Marlin sagt, sie fühle sich irgendwie fehl am Platz hier, „als würde ich etwas nehmen, das mir nicht gehört. Wir fallen den Libanesen zur Last, ist doch klar!“ Aber was könnte kommen, danach? „Australia, for sure!“, ruft Louisa, die Tochter. Ständig pfeift ihr Smartphone, sie chattet mit Cousins in Sydney.



Im März 2014, der Alte mit seinen Töchtern, der aus der kleinen, umkämpften Stadt Murik in der Provinz Hama in den Nachbarort Kafr Sita geflohen war, weil es dort ein wenig ruhiger schien. Aber dann traf eine Chlorgasbombe das Haus. Solche Geschichten gibt es unerträglich viele. Sie treiben jeden an zur Flucht. Im Norden und Osten Syriens ist eine Unruhe jenseits der Gefahr durch Luftangriffe spürbar, als seien die Menschen alle nur vorübergehend da, stets bereit, aufzubrechen.

Jederzeit kann die Rakete einer russischen MiG oder eines Suchoi-Jets einschlagen, jederzeit die Bombe aus einem der Hubschrauber irgendwo explodieren. Möglich ist, in der Ostprovinz Rakka, rund um Aleppo von den Fanatikern des „Islamischen Staates im Irak und Syrien“ wegen einer Zigarette umgebracht zu werden. Es gibt viele Gründe, das Land schnellstmöglich zu verlassen. Aber die meisten tun es nicht.

Sie bleiben, das heißt, sie fliehen auch, aber durch das eigene Land, sie irren herum. Keiner kennt ihre genaue Zahl, aber

vermutlich mehr als sechs, vielleicht sieben Millionen Menschen sind unterwegs. Sie ziehen los, wenn es unvermeidbar ist – und immer nur so weit wie unbedingt nötig.

Im Herbst 2012, die Familie mit der Großmutter in Manbidsch, der ersten Stadt im Norden, die sich eine funktionierende Selbstverwaltung gab. Sie stammte aus Aleppo, wo im Juli zuvor der Kampf begonnen hatte. Die Familie war erst aus ihrem Viertel ins nächste, dann an den Stadtrand und schließlich nach Manbidsch geflohen, immer gen Osten.

Die Großmutter hatte in ihrem Leben Aleppo nie verlassen, nun saß sie in einem Klassenzimmer und schaute verwirrt auf die ausländischen Reporter. „Muss ich jetzt etwas Politisches sagen?“, fragte sie, als die fremden Besucher auftauchten. Kurze Zeit später ging sie mit ihrer Familie zurück nach Aleppo, wie Hunderttausende andere: lieber in der eigenen Wohnung ohne Strom und Wasser leben, als in leeren Schulen, Rohbauten, Lastwagenanhängern oder Zelten zu vegetieren.

### TÜRKEI, 822 Kilometer Grenze mit Syrien, 743 000 Flüchtlinge

Über Südostanatolien gehen Gewitter hin, manchmal bricht die Sonne durch die Wolken wie ein Scheinwerfer und beleuchtet die Grenzstadt Kilis. Massenhaft kommen hier Flüchtlinge in die Türkei, hier, wo sich Olivenhaine strecken und Weinberge, dazwischen schroffe Hügel.

Explosionen sind in der Ferne zu hören, Aleppo ist eine Autostunde entfernt. Die Flüchtlinge kommen in Bussen, überladenen Taxis, sie kommen zu viert auf Motorrädern, mit Maultiergespannen, sie kommen zu Fuß, passieren den metallenen Torbogen, der die Straße an der Grenzlinie überspannt. Keiner wird abgewiesen. Auch Abu Staif kam hier in die Türkei.

Er hat mit Frau und vier Söhnen eine Wohnung in Kilis bezogen, von deren Balkon er die Grenze zu Syrien sehen kann und die heimischen Ebenen dahinter. Er wollte das so. Abu Staif, 39, aus Aleppo, Besitzer mehrerer Fleischereien und eines Restaurants, einst Chef von 15 Angestellten, ist nicht arm; es kommen nicht

nur die Armen aus Syrien, es kommen alle.

Die Wohnung kostet 300 Euro im Monat, etwa doppelt so viel, wie die syrischen Arbeiter auf den vielen Baustellen in Kilis verdienen. „Mir geht es besser als den anderen Flüchtlingen hier“, sagt Abu Staif, er weiß, dass 40 000 Syrer in den zwei Camps von Kilis untergekommen sind.

Es ist nicht so, dass der Krieg alle Geflohenen gleich macht. Auch unter den Vertriebenen gibt es eine Ober-, eine Mittel- und eine Unterschicht, die sozialen Strukturen der Heimat wiederholen sich im Exil. Die viel hatten, haben viel verloren. Abu Staif hatte ein Landhaus bei Aleppo, mit einem Pool, er zeigt auf seinem Samsung-Smartphone ein Video von sich und seinen Söhnen beim Planschen. Nun sitzen sie hier, in einer anonymen Wohnung, der Heimat ganz nah.

Von Abu Staifs Balkon aus ist nicht nur Syrien zu sehen, sondern auch ein gutes Dutzend identischer Wohnblocks ringsum, viele davon erst Betongerippe, mit abenteuerlichen hölzernen Bauten eingerüstet, auf denen die Arbeiter ungesichert klettern. Diesseits der Grenze klingt der Krieg nicht nach Granaten und Kampffjets, sondern nach Betonmischern, Baggern und Schweißgeräten. In der Region Kilis lebten vor dem Krieg 100 000 Menschen und jetzt sind 73 000 dazugekommen, die Region erlebt einen Bauboom. Drüben in Syrien werden die Häuser dem Erdboden gleichgemacht, hier in der Türkei werden sie eilig hochgezogen.

Abu Staifs Söhne sitzen neben dem Vater auf dem Teppich. Mustafa ist 13, Mohammed Nur 10, Umar 9 und Jemen 5, die Mutter verbirgt sich in der Küche vor den Blicken der Besucher. „Der Teppich ist das Einzige, was wir mitnehmen konnten“, sagt der Vater, orangefarbenes T-Shirt, Sporthose, Glatze. Im Fernsehen läuft der Rebellen sender Aleppo Today, ein Newsticker nennt die Namen der Gefallenen.

Zur Flucht entschlossen hat sich Abu Staif, nachdem sein jüngster Sohn Zeuge wurde, wie Bombensplitter einem Nachbarjungen den Schädel zerrissen, auf der Straße vor seinem Haus. Als der Vater diese Geschichte erzählt, legt sich der kleine Jemen auf den Boden, spielt die Szene nach, deutet mit beiden Händen auf seinen Hinterkopf; hier quoll das Blut hervor. Jede Nacht, sagt der Vater, wache der Kleine schreiend auf.

Seinen ältesten Sohn, Mustafa, will er nach Schweden schicken, wo zwei seiner Brüder leben, „er soll studieren und Arzt werden“. Abu Staif hat seinen Söhnen immer verboten, ihn bei der Arbeit im Restaurant oder in seinen Fleischerläden zu besuchen, er wollte vermeiden, dass sie auf die Idee kommen, denselben Beruf wie der Vater zu ergreifen. Für seine Kinder hat er Besseres vorgesehen. Er rechnet da-

mit, irgendwann mit der ganzen Familie nach Schweden gehen zu können. Selbst wenn sich die Lage in Syrien beruhigen sollte, worauf nichts hindeutet, glaubt er nicht an eine Zukunft in seiner Heimat.

„Sollen meine Kinder in einem Trümmerhaufen groß werden?“ Abu Staif und seine Familie sind gekommen, um zu bleiben. Oder um noch weiter weg zu fliehen: nach Europa, wo es besser ist.

**I**n der Nordprovinz, die Städte Maarrat al-Numan und Taftanas, 2012 waren sie noch bewohnt, 2013 nach verheerenden Angriffen verlassen, 2014 wieder bewohnt. Die Menschen räumen die Städte und holen sie sich später wieder zurück in einer Bewegung wie Ebbe und Flut, nur in chaotischem Rhythmus. Unergründlich ist die Einsatzplanung der Luftwaffe, die einen Ort monatelang in Frieden lässt, um dann jählings zuzuschlagen. In Atarib im Norden war es so, wo Ende April 2014 nach monatelanger Ruhe Bomben auf den Gemüsemarkt fielen und Dutzende Menschen töteten.

Und doch wollen viele immer nur so weit weg wie unbedingt nötig. Die Flüchtlinge im Inneren Syriens sind, einerseits, die Mutigsten, und andererseits die Furchtsamsten. Menschen, die die Fremde mehr fürchten als den inneren Feind. Die eine endgültige Flucht als Niederlage begreifen und sich einfach weigern zu gehen. Die sich nicht vorstellen können, dass ihr Heimatort gefährlicher sein könnte als die fremde Welt, die für viele Syrer schon in der Nachbarprovinz beginnt.

Es bleiben auch jene, die sich am Aufstand gegen die Diktatur beteiligen, die nicht aufgeben, solange sie am Leben sind. Und es sind in der Mehrzahl ganz einfache Menschen, die nie fort waren und nicht fortwollen.

Anfang 2013, die alte Frau, die es aus Homs nach Barsa in der Provinz Damaskus geschafft hatte. Sie rief jeden Morgen über das noch funktionierende Festnetz in ihrem leeren Zuhause an, nur um das Tuten zu hören und so hoffen zu können, dass ihre Wohnung noch unversehrt ist. Doch eines Morgens ging jemand ans Telefon. „Für ein paar Sekunden war ich wie vom Blitz getroffen“, erzählte die Alte, sie fragte nur: „Wer ist da?“

„Der Besitzer“, antwortete die fremde Stimme. Sie legte erschrocken auf. Rief noch einmal an: „Wer ist da? Wer seid ihr? Diebe! Das ist unser Haus, schämt euch!“ Sie verfluchte die Stimme am anderen Ende, bis ihr Sohn den Hörer nahm und ruhig fragte, wer in der alten Wohnung wohne. Bis seine Mutter wieder rief, das seien alles Diebe. Aber die Stimme am Telefon sagte nur: „Ja, das hier ist eure Wohnung, aber wo sollten wir hin? Unser Haus ist weg, nur noch ein Trümmerhaufen.“

## JORDANIEN, 375 Kilometer Grenze mit Syrien, 594 000 Flüchtlinge

In einer Nacht im Mai entschloss sich Nur dazu, ins große Flüchtlingslager umzuziehen. Sie hatte lange wach gelegen im kleinen, roh verputzten Haus ihrer Eltern, das zwischen Weizenfeldern weit im Norden Jordaniens direkt an der syrischen Grenze steht. Hierher waren sie geflohen, ein Jahr zuvor, aus Ataman, hier zahlen sie Miete, hier hängen zwei Teddybären an der rauen Wand als Schmuck.

Nur ist 17, sie fühlte sich sicher an diesem Ort zwischen den Feldern, obwohl von hier aus der Rauch der Bomben in Syrien zu sehen ist. Sie mochte dieses Haus, ihre Zuflucht. Aber Nur liebt Mohammed, 28 Jahre alt, auch er ein Flüchtling und seit Kurzem ihr Ehemann, der in Saatari lebt, gebaut aus weißen Zelten und Containern, neun Quadratkilometer groß, bewohnt von 100 000 Menschen, eine Großstadt.

Dorthin zog Nur. Weil dort Mohammed war. Sie kannten einander nicht, als sie noch in Syrien lebten, sie flohen aus ihren benachbarten Dörfern etwa zur selben Zeit. Kämpfer des Regimes hatten an einem Freitag im März 2013 ihre Dörfer mit Raketen beschossen, auch die Moschee, in der Mohammed gerade betete, „ein Blutbad“, sagt Mohammed. Er kann, wegen der Bilder, kaum schlafen.

Sein Bruder wurde schwer verletzt, Granatsplitter trafen die Oberschenkelarterie, es hörte nicht auf zu bluten. Ein Arzt operierte den Bruder notdürftig, aber er brauchte ein Krankenhaus, also packte Mohammed ihn auf den Rücken und ging. Ein Freund half, zusammen schleppten sie den Verwundeten über steile Hügel nach Jordanien. Rutschten immer wieder auf dem Geröll aus. „Mein Bruder war bewusstlos und schwer“, sagt Mohammed. Nach ein paar Stunden Fußmarsch schafften sie es über die Grenze. Der Bruder kam in ein Krankenhaus. Und Mohammed bezog einen Container in Saatari.

Etwa zur selben Zeit packten auch Nur, ihre Eltern und ihre neun Geschwister ein paar Kleider zusammen und warteten auf die Nacht. Sie liefen durch die Felder zum Treffpunkt, dem Haus eines Onkels, und hatten Angst, von Männern des Regimes erschossen zu werden, die die Flucht aus Ataman nicht dulden wollten.

In großem Tross mit anderen Familien fuhren sie bald in Autos und Kleinbussen fort, in Bussen der Rebellen gelangten sie zur Grenze bei Talschihab. Während der Fahrt pressten sie ihre Körper über Stunden auf den Boden des Busses, weil über ihren Köpfen Kugeln durch die Scheiben peitschten. Die Kinder schrien, bis sie endlich in Jordanien waren und endlich, in Saatari, unter einer Decke lagen. Bald danach fanden Nurs Eltern ihr Haus, aus dem die Tochter nun ausgezogen ist.



1



2



3

- 1** Geschmückte Mauern im Camp Saatari, Jordanien
- 2** Samira Mahamid trauert um zwei Söhne in Saatari, Jordanien
- 3** Abu Staif mit seinen vier Söhnen in Kilis, Türkei
- 4** Illegaler Grenzübertritt von Syrien nach Irak in der Nähe von Suhalia



4